

Gernot Waldner
(Cambridge, MA)

Wie man's nimmt
Zum Zusammenhang von Rassentheorien und Humor
in den Schriften von Fritz von Herzmanovsky-Orlando

[*How you look at it. The relations between grotesque humour and racial theories*
in the writings of Fritz von Herzmanovsky-Orlando]

ABSTRACT. This article discusses the relationship between grotesque humor and racial theories in the works of Fritz von Herzmanovsky-Orlando. The humor of his literary works comprises deviant characters and slips of the tongue, exposing a penchant for physiological and philological deviations. In his esoteric writings, ariosophic legends and etymological acumen serve to reconstruct inhabitants and languages of a fallen age. The author's humor is thus based on political beliefs of the 1920's, rendering him, his people and language greater than they could actually be.

Ja, ja; nein, nein.
(Matthäus 5:37)

Einleitung

Zu Lebzeiten erschienen nur zwei Bücher von Fritz von Herzmanovsky-Orlando, die kleine Novelle *Der Kommandant von Kalymnos* im Selbstverlag in Venedig und *Der Gaulschreck im Rosennetz* bei Artur Wolf in Wien, letzterer verkaufte sich nicht und wurde nach kurzer Zeit unter einem anderen Titel verramscht. Die beiden Texte erschienen Ende der 1920er Jahre, in dem Jahrzehnt, in das bis auf wenige Ausnahmen die gesamte künstlerische Produktivität von Herzmanovsky-Orlando fällt. Hunderte von Zeichnungen entstanden, drei Romane, sowie zahlreiche Fragmente, Ballette, Pantomimen und Dramen¹. FHO war finanziell nicht auf den literarischen Erfolg

¹ Friedrich Bohne, Fritz von Herzmanovsky-Orlando. Katalog der Ausstellung 16. April - 27. Mai 1961 im Wilhelm-Busch-Museum in Hannover. (Nürnberg, Verlag Nürnberger Presse, 1961). S. 15.

angewiesen. Aus einer kulturkonservativen Familie des Wiener Beamtenbürgertums stammend lebte Fritz von Herzmanovsky-Orlando seit 1914 krankheitsbedingt in Meran, dem heutigen Südtirol. Ein vermutlich befreundeter Arzt stellte ihm ein Attest aus, seinen Beruf des Architekten niederzulegen, und von nun an «den wärmsten Ort der Donaumonarchie» zum Wohnsitz zu wählen. Angeblich war das Meran, welches Herzmanovsky-Orlando bereits durch familiäre Reisen während seiner Kindheit kannte. Er verbrachte in Südtirol mehr als zwei Drittel seines Lebens und lebte von Mieterträgen, die zwei Zinshäuser in Wien und ein Grundstück in der Leipziger Innenstadt abwarfen. Seine Versuche, Manuskripte zu publizieren, wurden häufig mit der Begründung abgelehnt, dass er darin alles ins Lächerliche ziehe und ihm der nötige, einem Roman angemessene Ernst fehle². Auch Überlegungen, welche die Zumutbarkeit an ein bestimmtes regionales Publikum betrafen, waren relevant. So äußerte ein deutscher Lektor «Zweifel daran [...], ob die entzückenden österreichischen Ironien in Deutschland und namentlich in Norddeutschland immer verstanden werden»³. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg kam der Name Fritz von Herzmanovsky-Orlando zumindest in Österreich, wo 1945 eine geringere gesellschaftliche Zäsur darstellt, zu einigem Ansehen. Friedrich Torberg freundet sich mit dem inzwischen über 70-jährigen Autor an und initiiert eine vierbändige Ausgabe der Werke, die zwischen 1958 und 1963 erschien. Die Verbindung mit Torberg hat mit Sicherheit dazu beigetragen, dass auch FHO als einer der Nachkriegsautoren gesehen wurde, die sich nostalgisch verkauzt auf der Suche nach kultureller Tradition den Themen und Figuren der untergegangenen Donaumonarchie widmen. Diese kulturelle Kontinuität, welche die NS-Zeit und den Austrofaschismus literarisch überbrückte, bildet die Patina der ersten Edition der Texte von Herzmanovsky-Orlando. So zutreffend dieser Befund für die populäre Rezeption nach 1945 auch sein mag, diese Arbeit vertritt dagegen die These, dass die nostalgische Dimension der Texte weniger mit der untergegangenen Donaumonarchie als mit ariosophischen Rassentheorien zusammenhängt. Letztere bilden den Großteil des archivierten Nachlasses, auch wenn ihnen in der Sekundärliteratur sowie in der erhältlichen Edition kaum oder wenig Raum gegeben wurde.

² Dieser Brief sowie einige weitere Materialien stammen aus dem Nachlass Fritz von Herzmanovsky-Orlandos im Brenner Archiv Innsbruck. Der Nachlass wurde in Kassetten und Mappen unterteilt und wird im Laufe der Arbeit auf folgende Weise adressiert: [Nachlass FHO: Nummer der Kassette / Nummer [oder] Name der Mappe]. Im Fall dieses Briefes also: Nachlass FHO: 27 / 10 – 27 – 62.

³ Nachlass FHO: 27 / 10 – 27 – 62.

Die letzte, auf Initiative des Brenner-Archivs Innsbruck unter der Leitung von Walter Methlagl und Wendelin Schmidt-Dengler erschienene Ausgabe sämtlicher Werke enthält neben zahlreichen unveröffentlichten literarischen Texten auch Herzmanovsky-Orlandos Briefwechsel mit Alfred Kubin, Walter Benjamin, Jörg Lanz von Liebenfels und den Rittern des Neutempler-Ordens.⁴ Der esoterische Nachlass wurde jedoch aus editorischen und ökonomischen Gründen ausgelassen und im Archiv entweder den jeweiligen literarischen Werken zugeordnet oder unter Schlagwörtern wie «Mystik» lose gruppiert⁵. Der Neuausgabe sämtlicher Werke muss man zu Gute halten, dass sie die esoterische Forschung erstmals thematisiert und als Teil der Biographie des Autors darstellt. Was bisher allerdings noch nicht geschah, ist die Verbindung zwischen den literarischen und den esoterischen Schriften zu diskutieren. Vor dem Hintergrund des öffentlichen Stellenwerts sowie der bisherigen Rezeption nimmt sich damit das Unterfangen dieser Arbeit wie ein Mittelweg aus, dem es weder darum geht den Autor politisch pauschal zu diskreditieren noch die Werke rein ästhetisch zu behandeln, als wären sie gleichsam in einem luftleeren Raum entstanden.

Fritz von Herzmanovsky-Orlando wurde also, nachdem ihm zu Lebzeiten die Beamtenlaufbahn versagt geblieben war, nach 1945 literarisch in den Dienst der Monarchie genommen. Diese nostalgische Lesart konnte aber nur so Geltung beanspruchen, bis die langjährige und von den 1920er bis in die 1950er Jahre bestehende Verbundenheit mit dem Rassentheoretiker Jörg Lanz von Liebenfels sowie die Mitgliedschaft Herzmanovsky-Orlandos in der NSDAP bekannt wurden. Hatte sich davor in Wien innerhalb kurzer Zeit für einen absurden bis grotesken Sachverhalt das Adjektiv «herzmanovskysch» eingebürgert, so wollte diese kurrente Münze nun nicht mehr ihren Besitzer wechseln. Die Thematisierung des Schriftstellerlebens während der NS-Zeit vertrug sich mit der nostalgischen Kontinuität nicht, und ein einzelner Schriftsteller besaß nicht die identitätsstiftende Funktion, wie sie der Österrichtourismus später entwickeln sollte.

Einer der Leiter der zehnbändigen Ausgabe, Wendelin Schmidt-Dengler, hat die Poetik Herzmanovsky-Orlandos ausgehend von einem Fragment, *Et in styria Dionysos*, so charakterisiert, dass es in seinen Werken um die Relation zwischen Österreich und einem vergangenen Griechenland gehe⁶. Das überrascht zunächst, da viele der grotesken Texte nicht im Ge-

⁴ Fritz Herzmanovsky-Orlando, *Sämtliche Werke in zehn Bänden: Texte, Briefe, Dokumente* (Salzburg: Residenz-1994, 1983).

⁵ Ich verdanke diesen Hinweis Ursula Schneider.

⁶ Vgl. dazu Bernhard Fetz, Klaralinda Ma, und Wendelin Schmidt-Dengler, *Phantastik*

ringsten von Griechenland handeln, sondern trotz provinzieller Vielfalt irgendwie österreichisch bleiben. Sowohl «Österreich» als «Griechenland» erscheinen, wie man sehen wird, als zu vage Komplexe, wenn man die Verbindung zwischen literarischen und esoterischen Schriften beschreiben will.

Literarische Reste

Ein gewisser Herr Jaromir Sbitek aus Časlau, ein bekannter preisgekrönter Linguist, schrieb vor Jahren folgenden Brief über seine Reiseeindrücke einer Fahrt nach Wien an seinen Bruder Zdenko in Časlau.⁷

Der Inhalt des nachfolgenden Briefes ist schnell vorweggenommen. Nach der Ankunft mit der Nordbahn und den Empfang durch «Landsleute» fährt Jaromir Sbitek durch die Ringstraße zum Hotel Imperial, wo er zufällig Zeuge eines großen Empfangs wird. Im Hotel bewundert er die luxuriöse Einrichtung und versucht auf abendlichen Empfängen mit Adeligen in Kontakt zu kommen, zeigt sich beeindruckt von der Erscheinung der Gäste und hört ein Konzert. Am nächsten Morgen fährt er nach Schönbrunn, besichtigt das kaiserliche Anwesen, um anschließend im Prater zu Mittag zu essen, ein weiteres Schloss zu besichtigen und Abends in die Oper zu gehen, wo er einer Sängerin Blumen schenkt und mit ihr eine Affäre beginnt. Entsprechend euphorisiert beendet Jaromir Sbitek den Brief an seinen Bruder mit den Worten: «Ich glaube, Du wirst bald unerwartete Dinge von mir hören. Für heute bin ich Dein beneidenswerter Bruder»⁸.

Dem Inhalt nach klingt dieser Brief wie eine Sammlung von Postkarten aus Wien. Bevor aber die Form des Schreibens selbst in den Blick genommen werden kann, ist noch etwas zum einleitenden Absatz zu sagen. Jaromir Sbitek kommt aus Časlau und sendet den Brief dorthin zurück, an seinen Bruder. Die Struktur dieser Botschaft lässt also den Herkunftsort des Senders und den Empfangsort des Briefes zusammenfallen. Um es leicht böseartig zu pointieren: selbst in Časlau wird über Wien geredet; was das mit Wien zu tun hat, wird man in Časlau bestimmt wissen. Allein in der Anlage dieses Schreibens kommt damit ein Motiv zu tragen, welches sich durch zahlreiche Texte Herzmanovsky-Orlandos zieht. Seine Darstellungen ver-

auf Abwegen: Fritz von Herzmanovsky-Orlando im Kontext: Essays, Bilder, Hommagen, Transfer (Vienna, Austria); 58 (Wien: Folio, 2004).

⁷ Herzmanovsky-Orlando, Fritz von: Erzählungen, Pantomimen und Ballette. Herausgegeben und kommentiert von Klaralinda Ma-Kircher und Wendelin Schmidt-Dengler. Salzburg / Wien: 1991. S. 90ff. Im folgenden abgekürzt als EPB.

⁸ EPB. S. 95.

weigern eine zentrale Perspektive auf repräsentative Dinge, seien es Institutionen, Symbole, Personen oder Hauptstädte. Die Perspektive ist stets eine abseitige, wie im Falle Herzmanovsky-Orlandos so auch beim Linguisten Sbitek.

Das Wort «Sbitek» bezieht sich im Tschechischen auf einen Rest, Überrest oder Rückstand. Sbitek ist das, was übrig bleibt und suggeriert im Abstrakten ein Ganzes, das einmal war und von dem sich nichts bis auf einen Sbitek erhalten hat⁹. Mehr lässt sich über den Reisenden, der aus der Provinz in die Residenzstadt kommt neben seinem Beruf des Linguisten nicht sagen. Um das Programm dieser Wissenschaft genauer in Erfahrung zu bringen, lassen wir den Linguisten selbst zu Wort kommen. Jaromir Sbitek kommt in Wien an:

Lieber Bruder!

Soeben kam ich mittels eines Kompreßzuges der Mordbahn hier in Wien an. Schon am Bahnhof erwartete mich eine Deportation unserer Landsleute – lauter konfinierte Gesichter –, die mich in das Kartel Impertinal – ein Haus ersten Ranges – eskamontierte. [...] Vor dem Kartel angelangt, wurde ich Zeuge eines histerischen Monumentes. Ein fremder Souterrain – wie ich später erfuhr, war es der Endivie von Egypten – war mit großer Suada angekommen und wurde nach Verlassen der vierspännigen Eremitage von gouillotierten Lackeln mit brennenden Skandalabern umringt und in das festlich illustrierte Ridicul des prunkvollen Fremdenballastes evakuiert.¹⁰

Wie die inhaltliche Zusammenfassung erwiesen hat, ist dieser Absatz schon an sich ein kleiner Affront gegen eine Wissenschaft, die es sich zur Aufgabe macht, sprachliche Bedeutungen zu klären. Denn uneigentliches Sprechen, Vagheiten, Ambivalenzen, Nebenbedeutungen und Hintersinnigkeiten stören die Vermittlung von dem, was Jaromir Sbitek erlebt hat, kaum. Nichtsdestotrotz machen seine dem Bildungseifer geschuldeten Undeutlichkeiten durchwegs deutlich, dass sozusagen ein Sbitek zwischen dem Text und dem Erlebten steht. Demnach ist der Name des Protagonisten hier ein Programm: kein Wort geht zur Gänze auf. Aber was macht der Rest, den Sbitek von sich gibt, hier genau?

⁹ Vergleiche zur Figur des unreinen Ursprungs: Jacques Derrida, *Grammatologie*, Neuaufgabe. edition (Suhrkamp, 2000); Georg W. Bertram, *Hermeneutik und Dekonstruktion: Konturen einer Auseinandersetzung der Gegenwartsphilosophie* (München: Fink, 2002). S. 87ff.

¹⁰ EPB. S. 90f.

«[M]ittels eines Kompreßzuges der Mordbahn» kommt Jaromir Sbitek in Wien an. Die Nordbahn von Wien nach Brno wurde 1839 eröffnet, an der ersten Fahrt nahmen 1200 Reisende teil und die Strecke von 144 Kilometern wurde in viereinhalb Stunden zurückgelegt. Bereits auf der Rückfahrt kam es zum ersten Zugunglück, dem noch weitere folgen sollten, so dass in der Bevölkerung von der Mordbahn Kaiser Ferdinands gesprochen wurde. Im Oktober desselben Jahres, erwies sich der Zug samt aller Passagiere als zu schwer für die Lokomotive, die Auslastung der Strecke war maximal. Wenn «Expresszug» also die offizielle Bezeichnung gewesen sein sollte, so entbehrt das nicht einer gewissen Ironie, wohingegen das dosensardinische Fahrgefühl im Neologismus «Kompreßzug» besser getroffen wird. Beide vermeintlichen Fehler sind also keine simplen Kalauer, sondern charakterisieren Defizite des Eisenbahnwesens¹¹. Das auf das Hotel Imperial am Kärntner Ring anspielende «Kartel Impertinal» weist in eine ähnliche Richtung, indem an der Zusammenkunft der Adelligen jene Form von sozialer Abschottung angesprochen wird, der das Hotel dient. Beim zweiten verwechselten Wort wird der ebenso unfreiwillige wie pejorative Standpunkt deutlich, wenn das Hotel Imperial mit Impertinenz verbunden wird. Diese Bewegung von den diversen Repräsentationen und den Spitzen der Gesellschaft in verschiedene niedrigere Bereiche setzt sich fort. Aus dem Souverän wird ein Kellergeschoss, aus Khedive eine Salatsorte, aus dem Vestibül eine Lächerlichkeit, aus einem historischen Augenblick ein überemotionalisiertes Denkmal. Die vorgesehenen Worte werden von dieser Bewegung nach unten erfasst und durch die ähnlich klingende Stellvertreter abgewertet. In diesen Ähnlichkeiten liegt auch die Prägnanz des Verfahrens, minimale Abweichungen erzeugen die größten Effekte¹². In dieser semantischen Abwärtsbewegung von hoher Erwartung zu niederer Buchstäblichkeit liegt die Komik eines ersten Verfahrens, in dem die materielle Seite des einzelnen Wortes in komischer Verbindung zur erkennbar intendierten Bedeutung steht¹³. Diese Differenz von ambitionierter Intention und misslingender Aussage hat nun mehrere Dimensionen. Das Ziel, mit dem sie realisiert werden, ist in der Prosa stets eine Art von Komik im Sinne Jean Pauls, also

¹¹ Richard Heinersdorff, *Die K. u. K. privilegierten Eisenbahnen 1828-1918 der österreich-ungarischen Monarchie* (Wien; München; Zürich: Molden, Mchn., 1984). S. 25ff.

¹² Zur Materialität des Zeichens vgl. Martin Heidegger, *Der Ursprung des Kunstwerkes: Mit der Einführung von Hans-Georg Gadamer und der ersten Fassung des Textes* (1935), *Klostermann RoteReihe* (: Vittorio Klostermann, 2012). S. 50ff.

¹³ Wir übernehmen die Form der Bewegung hier ansatzweise aus: Leopold Sacher-Masoch, *Venus im Pelz*, 1. Aufl., Insel Taschenbuch; 469 (Frankfurt am Main: Insel, 1980). S. 231ff.

das Ausstellen einer Diskrepanz zwischen Absicht und Erfüllung, wie es emblematisch im ersten Textabschnitt vorkam¹⁴.

Die zweite Dimension knüpft an das Verhältnis an, das zwischen Jaromir Sbitek und Wien besteht, da in ihr die Diskrepanz zwischen institutionalisierter Schriftlichkeit und dialektaler Mündlichkeit verhandelt wird. In den meisten österreichischen Dialekten wird nicht zwischen stimmlosen und stimmhaften labiodentalen oder alveolaren Plosiven unterschieden, einfacher gesagt, [p] wird wie [b] ausgesprochen und [t] wie [d]. Daher rührt der bis heute gepflegte Sarkasmus gegenüber der «teutschen Tugend». Im Fall dieses Textes heißt das aber, dass in Österreich die Fremdenpaläste im gesprochenen Singular immer schon ein Ballast sind, und der im Text durchklingende Chauvinismus auch aus der Indifferenz besagter Plosive resultiert. Der Fremdenpalast wird im Text von FHO daher nur so geschrieben, wie er immer schon ausgesprochen wurde. Ein anderes Beispiel liefert der in den Texten häufig vorkommende böhmische Akzent, der sich prominent durch eine andere Artikulation gerundeter Vokale auszeichnet, dadurch dass [ü] als [i] ausgesprochen wird. Frau Watzka, ebenso aus Časlau, versucht sich an eine der vier Himmelsrichtungen zu erinnern. «[W]ie heißt mer's, wo die Wirschtel aufspringen? Richtig, im Sieden». Dieses zweite Verfahren macht also die Unterscheidung, die im ersten zwischen Intention und Realisierung gemacht wurde, intrikater. Denn während beim ersten Verfahren die Fälle einfach als Versprecher abgetan werden könnten, stehen beim letzteren die Homophone, wie «Sieden» und «Fremdenballast» systematisch zwischen der dialektalen Ebene der Sprecher und dem offiziellen Regelwerk der Orthographie. Das zweite Verfahren geht also über die Ebene der einzelnen Sprechakte hinaus und verweist auf die Diskrepanz zwischen standardisierter und gesprochener Sprache. In dieser Form von Komik schaffen es die dialektalen Individuen nicht, der Standardsprache gerecht zu werden. Ihre Untererfüllung ist systematisch.

Kehren wir jedoch nach den beiden Formen der Komik, die sich auf den Achsen von Intention und Realisierung bzw. Standard und Dialekt bewegen, noch einmal zu Jaromir Sbitek zurück. Zu Beginn seiner Fahrt referiert Jaromir Sbitek die Geschichte der Stadtmauer von Wien.

In vergangener Zeit haben entmenschte Feinde massenhaft auf diese Circumcision geschossen. Dazu hat auch der bekannte, geradezu dämonische Dreikäsehoch Napolium gehört, dessen wohlverdientes Ende

¹⁴ Jean Paul, *Vorschule der Ästhetik: kleine Nachschule zur ästhetischen Vorschule*, Studienausg., 2. Aufl. (München: Hanser, 1974). S. 120ff.

dann auch ein Kragenmeps – verzeihe! – ein Magenkrebs geworden ist.¹⁵

Der Relativsatz, der das Ende von «Napolium» beschließt, enthält – unerwarteter Weise – eine parenthetische *Correctio*. Dieses sich auf «Kragenmeps» beziehende «[V]erzeihe!» bricht mit dem bisherigen Stil des Textes. Die Pointe dieser *Aposiopese* besteht natürlich darin, dass der preisgekrönte Linguist hier zum ersten Mal einen seiner zahlreichen Fehler bemerkt. Die *Correctio* ist hier ein metatextueller Witz, der im durchgängig fehlerhaften Sprechen seinen Effekt aus der Selbsterkenntnis eines einzigen Fehlers zieht. Die *Perfidität* dieses Metawitzes besteht aber darin, dass nun selbst das Unlustige lustig wird. Im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Analysen, kann hier nicht mehr von einem Verfahren gesprochen werden, sondern eher von einem Verdikt: jede Erkenntnis einer falschen Aussage besitzt alleine schon deshalb eine Diskrepanz, weil die sprechende Person ein zur *Persona* geronnener Fehler ist. Die Selbsterkenntnis wird dann komisch, wenn sie vor dem Hintergrund eines systematischen Mangels zur reinen Geste wird.

Die literarischen Texte lassen sich tentativ durch drei Merkmale charakterisieren. Sie entfalten ihr Komik entlang einer Diskrepanz (1) zwischen Intention und Realisierung einerseits und Dialekten und Standardsprache andererseits. Diese Diskrepanz lässt sich als eine fallende Bewegung (2) beschreiben, in der etwas höher Codiertes wie eine Absicht oder ein sprachliches Regelsystem durch die faktische Aussprache oder dialektale Realisierung desavouiert werden. Gleichzeitig ist diese fallende Bewegung durch eine gewisse Ausweglosigkeit (3) gekennzeichnet. Die bestehende Sprache sowie deren Sprecher sind zu einem Grad korrumpiert, dass die Erkenntnisse dessen, was eine korrekte Aussage wäre, nur noch den Charakter einer vergeblichen Geste besitzen und daher selbst verlacht werden müssen. Dieser Rest, wie er von der *Persona* Sbitek programmatisch vertreten wird, liegt systematisch zwischen Intention und Realisierung, zwischen zeitlosem Sprachsystem und dialektaler Realisierung, zwischen dem tschechischen Wort und seiner deutschsprachigen Bedeutung. Er blockiert diese Beziehungen auf der Ebene der *Persona*. Es gilt nun aber zu klären woher die in einer grotesken Aktualität kulminierende Abwärtsbewegung rührt und in welcher Beziehung Linguisten wie Sbitek und die Erzähler von Fritz von Herzmanovsky-Orlando dazu stehen.

¹⁵ EPB. S. 90.

Fritz von Herzmanovsky-Orlando nahm erst im Laufe der 1920er Jahre diesen Namen an. Er stellte einen Antrag auf Namensänderung, da seine Mutter, laut einer Urkunde aus dem Jahr 1715, aus Nordgriechenland stammte. Sie war eine Orlando, während sein Vater, wie der Autor im Jargon der Zeit feststellt, ein «reiner Tscheche» war, ein Herzmanovsky. Im Eigennamen des Autors selbst findet sich also eine Diskrepanz zwischen dem auf einen Antiken Ursprung verweisenden Teil der Mutter und jenem tschechischen des Vaters, mit dem der Autor geboren wurde. Sucht man aber im Nachlass von Fritz von Herzmanovsky-Orlando nach Hinweisen, wie dieser sich verstand, so findet sich dort vieles jedoch kein einheitlicher Name. Das Verhältnis zwischen Vergangenheit und Aktualität, wie es auch im Nachnamen angelegt zu sein scheint, ist also komplexer als eine Relation zwischen Griechenland und Österreich. Hier ein kleiner Auszug aus dem Namensregister eines Autors:

- Friedrich Ritter von Herzmanovsky-Orlando, Mitglied des Bundesdenkmalamtes, Meran
- Frédéric de Herzmanovsky, Architect, Membre de la Commission des Monuments, Vienne
- Architekt Fritz Ritter von Herzmanovsky
- Herr Doktor von Herzmanovsky-Orlando, Villa Franzisca MERAN, Italien.
- Baron Friedrich Orlando
- Don Frederico de Orlando
- Ingenieur Friedrich von Herzmanovsky.¹⁶

Die meisten dieser Namen können geographisch situiert werden, weil die Attribute der einzelnen Visitenkarten jeweils bestimmte Regionen nahe legen. Die im Nachlass hinterlegte Identität von FHO breitet sich demnach wie auf einer Karte aus, vom südlichen Don Frederico in Richtung Westen, zu Frédéric de Herzmanovsky, und in den Norden, wo der in Frakturschrift gehaltene Ritter Fritz haust. Die Eigennamen des Autors zerstreuen sich gewissermaßen europäisch und in dieser weiten Gegenwart, in welcher FHO sein Leben veranschlagte, wird der Sbitek zum Prinzip. Der Orlando selbst kann als italienische Form des französischen «Roland» gesehen werden, welches wiederum vom Fränkischen «Hrodland», dem bekannten Land, herrührt. Man findet so Reste adeliger und institutioneller Titel, beider Nachnamen und verschiedener Vornamen eines Autors ohne sie mit einem bestimmten Prinzip identifizieren zu können. Obwohl dieser Topik

¹⁶ Nachlass FHO: 46 / Visitenkarten. Und: Nachlass FHO: 27 / 10 – 27 – 33.

im Zeichen der Unbestimmtheit nun neben der linguistischen auch eine räumliche Dimension zugestanden werden muss, ist noch nicht klar geworden wie Raum und Sprache zusammenhängen und, vor allem, worauf die Reste der voneinander abweichenden Gegenwart in der Vergangenheit verweisen. Einen guten Hinweis darauf, wie Geographie zum Ausgangspunkt esoterischer Forschung wurde, gibt eine der umfangreichsten esoterischen Schriften im Nachlass von FHO. Das in sorgfältiger Handschrift geschriebene, hundertzweiundvierzig Seiten umfassende *Niederösterreichische Ortslexikon*. Es gliedert die Namen von Marktgemeinden auf und listet sämtliche Städte und Dörfer dieses Wien umrahmenden Bundeslandes auf¹⁷. Die Namen aller Dörfer von Niederrösterreich werden in diesem Buch in ihre Silben zerlegt. Die Heuristik der Forschung, und diese Forschung ist nie mehr als heuristisch, besagt, dass einzelne Namenteile mit althochdeutschen oder lateinischen Prä- und Suffixen korrespondieren. Von diesen werden wiederum Lexeme abgeschieden, die dann Dingen wie legendenhaften Feen, einem «Nein-Ort», verschiedenen Quellen, Hügeln, Wallfahrts- und Gnadenorten, Lichterscheinungen und radioaktiven Erscheinungen zugeordnet werden. Ab und zu steht einfach «verborgen» oder ein Fragezeichen neben einem Dorf. Aus semiotischer Perspektive wird so ein ganzer Teppich von Potentialen vager Bedeutungen über Niederösterreich ausgebreitet. Dass die Orte sinnhaft etwas zu entbergen hätten, wird nie bezweifelt. Das ist die Prämisse dieses Buches. Aber dass eine Rekonstruktion gelingen oder gar erzwungen werden könnte, ist nicht die Bestimmung dieses Lexikons. Diese Form von philologischer Arbeit geschieht hier entlang einer diachronen Achse: blickt man von der Gegenwart in die Vergangenheit, so standen die einzelnen Orte einmal für mehr als das, wofür sie zur Zeit FHOs stehen. Wechselt man die Perspektive und sieht von der Vergangenheit in die Zeitgenossenschaft, so sind, ohne einem Bewohner oder einer Bewohnerin zu nahe treten zu wollen, die Orte inzwischen weniger als das, wofür sie einmal standen. Einem vergangenen Mehr korreliert ein gegenwärtiges Weniger, aber beide Perspektiven gehen nicht in einander auf, auch wenn sie sich am gleichen geographischen Punkt entzünden. Es verbleibt stets ein Sbitek, ein Rest, dem man sich philologisch widmen kann. Das Mehr einerseits und das Weniger andererseits etablieren also eine Unschärfe mit zwei Orientierungen: Jedes Dorf ist *mehr als nur* ein Dorf und gleichzeitig *nur mehr* ein Dorf.

Das Lexikon verbindet damit zwei sich scheinbar widersprechende Dimensionen: es hat einen totalen Anspruch ohne absolut zu sein. Total ist

¹⁷ Nachlass FHO: 33 – Mappe Mystik.

es, da es sämtliche Orte, Flüsse, Hügel und Städte in Beschlag nimmt und etymologisch ihre Vergangenheit aus- und andeutet. Absolut ist es aber nicht, da es für keine einzige Herleitung eine abschließende Ausdeutung beansprucht. Etymologien werden stets nur angerissen, ausprobiert und großteils in ihrer rätselhaften Mehrdeutigkeit belassen. Das Namenslexikon bildet damit eine in die Vergangenheit gewandte Totalität, ohne eine Form von prinzipieller Allgemeinheit zu beanspruchen. Und das ist zunächst ästhetisch konsequent, denn eine Theorie für Dürnbach, Lomitzberg, Mühling und Lingheim würde einer Komik anheimfallen, wie die Geste, mit der man, nach einer Formulierung von Musil, etwas Großes bedeutsam auf etwas Kleines legt. Obwohl die Namen ihrer Objekte zum Belächeln einladen, steckt selbst nichts Komisches in ihnen. Die Komik wird erst manifest, wenn sie als Reste einer großen Vergangenheit behandelt werden, einer Vergangenheit, deren ursprüngliche Funktion oder deren zu Grunde liegende Bedeutung nicht klar werden kann. Berücksichtigt man die Unterscheidung zwischen total und absolut, so wird auch die Trivialität des Vorwurfs, dass FHO ein Nazi gewesen sei, deutlich: ausgehend von einem prinzipiellen Rassismus könnte man weder die ariosophischen noch die literarischen Texte erklären, da historische Spezifik dieser Komik sowie dieses Rassismus erst im Zusammenhang beider verständlich wird.

Bevor die Frage nach den Göttern, die diese Welt einst schufen, gestellt wird, kehren wir noch kurz in die Welt der 1920er Jahre und ihren Zeitgenossen zurück. Biographisch befinden wir uns hier an jener Stelle, an der sich Carmen und Fritz von Herzmanovsky-Orlando großteils in der österreichischen Provinz aufhielten, also dort, wo nicht nur die alte Staatsform sondern auch das Wiener Gesellschaftsleben, die Vereine und Institutionen der Donaumonarchie wegfielen. Sozial waren sie auf seltene Besuche, Briefe und Bildungsgut angewiesen, um in der Provinz nicht zu vereinsamen. Trotz des Erkenntniswertes eines Kreuzworträtsels bietet sich im Namenslexikon eine symbolische Möglichkeit an, der Provinz mehr an Bedeutung abzugewinnen. Mit dem Anlegen von Deutungsvarianten werden die Dörfer im gleichen Zug verklärt und in Beschlag genommen, sie werden sozusagen als Vergangene überhöht, um der provinziellen Gegenwart ein freundliches Abbild abzugewinnen. Und mit diesem etymologischen Wurzelschlagen gewannen die beiden Entwurzelten mit philologischen Mitteln eine relativ idiosynkratische Form von symbolischer Souveränität über ihr Umfeld¹⁸. Relativ waren diese Idiosynkrasien, da Fritz und Carmen von

¹⁸ Carrie Asman: Orte des Sammelns: Xanadu, Weimar. In: Sammler – Bibliophile – Exzentriker. Hg. v. Assmann u.a. (Literatur und Anthropologie Bd. 1). Tübingen: 1998. S. 211-226.

Herzmanovsky-Orlando dabei nur bedingt auf sich selbst gestellt waren. Ein sprechender Beleg sowohl für die Isolation als auch für den Versuch sie zu überwinden ist der folgende Brief an Jörg Lanz von Liebenfels:

Verehrter Meister!

Schon seit langem hatte ich den Wunsch, in eine Verbindung mit Ihnen, Meister, zu kommen. Heute nahe ich Ihnen als Unbekannter mit diesem Briefe, wohl bewusst, welch schwaches Medium der Weg des Papieres ist.

[...]

Ich habe mich in die absolute Stille Merans zurückgezogen wo ich [mich] an der Seite meiner Gattin [...] der Kunst widmete. [...]

Ich bitte mich nicht mißzuverstehen: Nie würde ich einem geistigen Führer der Menschheit mit grobstofflichen Angelegenheiten kommen; aber die Art und Weise, wie meine Sammlungen hauptsächlich entstanden sind, bringt mich auf den Gedanken, daß ich ein Hüter und Bewahrer dieser Kunstschatze bin. Heute halten wir es an der Zeit Mittel zum geistigen Kampf zu schaffen; [...] und ich würde vielleicht ein verwendbarer Mitkämpfer gegen die Macht der Finsternis werden.

So idiosynkratisch das Namenslexikon auch anmutete, der eben zitierte Brief stellt die Forschung in ein anderes Licht. FHO erscheint in diesem Brief auch als Privatier, der seine finanziellen Mittel für höhere Ziele wie den Kampf «gegen die Macht der Finsternis» zu investieren überlegt. Außerdem ist es ihm ein Anliegen vermittels seiner ariosophischen Interessen in einer größeren Gemeinschaft obskur Tätiger zu partizipieren, im Neutempler-Orden. Wollte man im Neutempler-Orden nur eine Gemeinschaft von an Esoterik und Rassentheorien Interessierten sehen, so würde das aber die unternehmerische Seite dieses Bundes verklären. So macht etwa ein Blick auf eine Liste von Ordensbrüdern, welche FHO nach seiner Aufnahme von Lanz von Liebenfels erhielt, deutlich, dass die gut situierte Mittel- und Oberschicht der Donaumonarchie den Großteil der Mitglieder bildete. Diplomingenieure, Oberlehrer, Juristen, Streckenleiter der Bundesbahn, Hauptschuldirektoren, Physikprofessoren, Bürgermeister und Unbekannte mit einer Ferienadresse auf Rügen¹⁹ – eine Liste, die auf keinen Fall dafür spricht, diese ritterliche Verbindung als gesellschaftlich abseitig abzutun. Der Neutempler-Orden wurde 1907 von Jörg Lanz von Liebenfels gegründet und war seitdem eine Anlaufstelle für «Mitkämpfer[n]», welche antisemitische und ökonomische Aspekte ihres Lebens feilboten, um in den

¹⁹ Nachlass FHO: 28: Lanz-Liebenfels an FHO.

Orden aufgenommen zu werden. Die Dichotomie zwischen dem Abseitigen und dem Finanziellen war also innerhalb dieser Institution bereits etabliert, als sich FHO bei ihr vorstellig machte. Seit 1905 erschien die Zeitschrift *Ostara*, die als Organ des Ordens gesehen werden kann, und zu ihren Lesern gehörte neben FHOs lebenslangem Freund, Alfred Kubin, der FHO auch auf Liebenfels brachte, Adolf Hitler. Vor allem letzterer brachte Lanz von Liebenfels, neben Guido von List, innerhalb der Forschung für kurze Zeit den Ruf ein, eine bestimmende Figur innerhalb der Rassentheorien des Nationalsozialismus gewesen zu sein²⁰. Inzwischen ist diese Position widerlegt worden²¹, doch trug die kurzfristige Prominenz von Lanz von Liebenfels wesentlich dazu bei, dass FHOs Verbindung zu ihm öffentliche Aufmerksamkeit erregte: Hitlers Ideengeber und Herzmanovsky-Orlandos Freund. Das populäre Label der Rezeption FHOs wechselte mit dieser Einsicht, vom kauzigen Monarchisten wurde er zum Faschisten erklärt. Inzwischen wird aber, wie gesagt, die Signifikanz des Ordens für die nationalsozialistische Ideologie als peripher eingeschätzt, da die dort ventilerten Ansätze zu esoterisch und eklektizistisch waren, um den propagandistischen Zwecken des NS-Regime zu dienen. Die ariosophischen Rassentheorien basierten auf humanistischer Bildung und letzteres machte Jörg Lanz von Liebenfels zwar zu einem Exzentriker unter den Ideologen aber ästhetisch und intellektuell nur für eine gebildete Elite attraktiv²².

Im Rahmen des Neutempler-Ordens wurde auch die Narrative entwickelt, die den Glauben an eine arische Rasse stützten. Die Ordensbrüder argumentierten aber nie über die Details der historischen Herschreibung arischer Ursprünge, es wurde, auf dieser Ebene des Ordens, allgemein vorausgesetzt, dass man Rassist oder Antisemit sei. In vielen Briefwechseln ist eher der ironische Umgang mit ariosophischem Wissen vorherrschend. So wechselt etwa ein an FHO schreibender Ordensbruder, nachdem er einen Absatz lang die mögliche Bedeutung der Sterne zu erklären versuchte, schlicht mit «Aber die Moleküle rasen ...» das Thema, um endlich auf Zinshäuser zu sprechen zu kommen. Ähnlich ironische mitunter sogar sarkastische Bemerkungen gegenüber Jörg Lanz von Liebenfels lassen sich auch in

²⁰ Vor allem ein Buch trug nicht nur mit seinem Titel dazu bei: Wilfried Daim, *Der Mann, der Hitler die Ideen gab: Jörg Lanz von Liebenfels*, 3., erw. und verb. Aufl. (Wien: Ueberreuter, 1994).

²¹ Brigitte Hamann, *Hitler's Vienna: A Dictator's Apprenticeship* (New York: Oxford University Press, 1999).

²² Ausgezeichnet informiert hierzu: Maurice Olender, *Race and Erudition* (Cambridge, Mass: Harvard University Press, 2009). S. 34ff.

Briefen Herzmanovsky-Orlandos finden. Der gedankliche Austausch über die Rassenlehren verbleibt hier stets im Modus der Affirmation. Man widerspricht sich weder direkt noch indirekt. Man ist sich sozusagen grundsätzlich über das Vorhandensein einer überlegenen arischen Rasse einig, wobei die Details noch geklärt werden könnten ohne geklärt werden zu müssen. Die bestehende Sekundärliteratur über den Neutempler-Orden belegt diesen Befund indirekt, indem sie durchwegs biographisch orientiert ist. Innerhalb des Ordens waren sich die Eliten des Landes auch nach dem Ende der Monarchie noch einig, Teil eines Adels zu sein, wobei die Stammbäume nun selbst geschrieben werden konnten.

Eklektisch gehen griechische und keltische Mythologie ineinander über, lateinische und althochdeutsche Etymologien stören einander nicht und andere esoterische Publikationen, die auf die Technisierung der Welt reagieren, werden ebenso integriert²³. Was folgt dann aus dieser Forschung wenn sich thetisch nichts über sie aussagen lässt? Es hilft, sie zwei anderen geisteswissenschaftlichen Gebieten gegenüber zu stellen. Um das zu tun, müssen zwei Typen von Vagheit unterschieden werden²⁴. Einerseits eine ontologische Vagheit, die besagt, dass die Dinge, die existieren (können), immer gemischt sind, das heißt, nie ganz durch einen Begriff erfasst werden. Und andererseits eine phänomenale Vagheit, die besagt, dass die Realität zwar nicht den Begriffen entsprechend verläuft, aber man doch mit letzteren arbeiten muss, um das Verständnis von Realität zu erhöhen. Die ontologische Vagheit trifft Aussagen über die Welt, die phänomenale Vagheit versucht begrifflich mit dem Vorhandensein von Vagheit umzugehen. Viele Historikerinnen würden letzteres vertreten, während Philosophen ersteres diskutieren. FHO ist nun in der seltsamen Lage, zwar an eine bestimmte ontologische Reinheit zu glauben, an eine arische Rasse, an ein ursprüngliches Griechenland, an einen wie auch immer jedoch bestimmt gearteten Urzustand, ohne aber diesen Verdacht begrifflich nachzuweisen oder, wie wir noch sehen werden, auch nur nachweisen zu wollen. Und aus dieser Position resultiert auch die zuweilen dogmatische Ambivalenz, die seine Werke auszeichnet. Alles hat mehr zu bedeuten als es den Anschein hat, aber es kann nicht genau gesagt werden, inwiefern es mehr bedeutet. Ausgehend von ariosophischen Lehren, die zahlreiche ursprüngliche Zustände zu postulieren erlauben, erscheint die zeitgenössische Welt als eine Ansammlung

²³ Martin Bernal, *Black Athena: The Afroasiatic Roots of Classical Civilization* (New Brunswick, NJ: Rutgers University Press-2006, 1987). S. 485ff.

²⁴ Ich verdanke diesen Hinweis Christopher Wienkoop.

von Resten eines vormaligen Reiches. Diese Ambivalenz hat daher auch eine bittere Seite, wo sie nämlich die ontologische Reinheit betrifft. Und in vereinzelt Schriften finden sich explizitere Versionen dessen, was endgültig untergegangen ist. Wo sich das Lexikon der Ortsnamen langsam, sozusagen Buchstaben um Buchstaben, dem Vergangenen näherte, sind hier, in einem Aufsatz von Carmen Herzmanovsky-Orlando, die Narrative so klar wie ihre Indizien vage.

Die Kinder Satans, die Brüder des Schattens, haben sorgsam, wo sie konnten, die Schriften der Armanen – unermessliches Geistesgut – vernichtet und mit Feuer, Schwert und Hunger die Helfer der Menschheit ausgerottet. Wäre das nicht gewesen, wäre heute die Welt ein Paradies voll der Herrlichkeiten, ein Garten Gottes, in dem jeder Mensch wie ein Fürst leben könnte, frei von Krankheit und Sorgen, in üppiger Pracht, umstrahlt von Schönheit.

Und jetzt? Die Menschheit ein Haufen trostloser Sklaven, sich in ganz unnützer Plage um ein Nichts herumackernd, krank und durch Misszucht bis zur Karikatur herabgewürdigt. Wer führt uns? Grösstenteils verkrachte Kaffeehausexistenzen, Hochstapler, die wenn sie nicht arriert wären, im Zuchthaus geendet hätten. Das Weltbild ist auch danach. Alles ein Irrsinn ohne gleichen und dabei das Paradies auf Erden so einfach, mit wenigen Federstrichen, zu schaffen.²⁵

Unmittelbar nachdem die Kinder Satans das Paradies vernichteten, geht der Absatz zu den historischen Konsequenzen über und bedient sich ästhetischer Kategorien, um die Folgen zu beschreiben. Gegenwärtige Existenzen seien «bis zur Karikatur herabgewürdigt». Unter diesem Gesichtspunkt erhalten die Grotesken Herzmanovsky-Orlandos erstmals eine realistische Note. Geht man nämlich davon aus, dass die Welt sowohl physiologisch als auch kulturell eine Abweichung von einem Ideal ist, so können Karikatur und Groteske nicht mehr als Verzerrungen der Realität vorgestellt werden. Die Realität selbst ist aufgrund einer ursprünglichen Devianz eine verzerrte.

Die weniger bittere Seite dieser Ursprungslegende kommt in einer Zeichnung Fritz von Herzmanovsky-Orlandos zum Ausdruck. In einer gezeichneten Version der Ursprungslegende wird eine Verführung in Szene gesetzt, in der zwei diabolisch behörnte Affen mit einer leicht unförmigen Frau abgebildet werden. Während der linke Affe am koketten Blickwechsel partizipiert, ist der rechte in einer Geste selbstvergessener Körperpflege abgewandt. Die pathetische Paraphrase dieses Bildes findet sich in einem Brief von Jörg Lanz von Liebenfels an FHO:

²⁵ Nachlass FHO: 33 – Mysterien.

Unsere Weiber waren es ja, die diesen Gorillas sich hingaben u. so deren Brut den Weg in die Höhe freigaben. Und unsere Väter? Sie haben ebenso gesündigt, haben von den «sauren Trauben gegessen», so dass unsere Zähne dann faul u. stumpf geworden sind!

Zunächst scheint diese Legende, abgesehen von Plot und Protagonisten, in ein ähnliches Schema zu fallen wie das zuvor zitierte: Mit der Verführung der arischen Frauen durch affenartige Wesen wird eine groteske Verbindung zwischen zwei Arten von Primaten etabliert, die im Weiteren den Verlauf der Welt zum Verfall macht. Frei nach Werner Schwab kann die Tragik dieses Nadir so wiedergegeben werden: Weil wir in die Welt gevögelt wurden, können wir nicht mehr fliegen. Die offensichtlich die gleiche Szene einfangende Zeichnung (vgl. Abbildung) wirkt aber weniger pathetisch und misogyn als Lanz von Liebenfels' Paraphrase. In der wechselseitigen Faszination dieses Blickes lässt sich mehr ein flirtendes Versprechen erkennen, nach dem sich folgende Generationen zumindest einen Witz leisten werden können, der auch das genetische Sein erleichtern wird: «Du bist ein Affe, mein Sohn». «Und du bist mein Vater, Vater».



Arnulf Meifert: Forscher im Zwischenreich.
 Der Zeichner Fritz von Herzmanovsky-Orlando.
 Herausgegeben von Manfred Kopriva. Wien: 2012. S. 52.

Allgemeiner gesprochen ist der historische Sinn, der sich hier Bahn bricht, innerhalb der Genealogie ein Spezialfall des komischen Sinns. Mit ihm kann Hohes aus niederen Quellen abgeleitet werden, sei es der «Endivie von Egypten» oder das «Kartell Impertinal»²⁶. Obwohl er also stets in Spannung zu einer arischen Vorwelt steht, ist es dieser Sinn für Komik, der FHOs Faszination für sämtliche Varianten von Dialekten, örtliche Absonderlichkeiten und weitere Formen von Devianz anregte und schärfte²⁷. Wie aus den beiden Ursprungslegenden klar wurde, umfasst der Verfall sowohl die kulturelle («unermessliches Geistesgut») als auch die physiologische Ebene («sich hingaben»). Und er ist auf der Achse zwischen Intention und Aussage ebenso zu finden wie auf jener zwischen Standardsprache und Dialekt. Kehrt man mit den eben angedeuteten Prämissen zu den literarischen Texten zurück, so eröffnet sich auch ein neuer Rahmen von Selbstbezüglichkeit in ihnen. Die Ausweglosigkeit, wie sie die *correctio* von Sbitek andeutete, gilt auch für die Forschung selbst. Die Forschung löst keine Genealogien auf, sie bestätigt und bereichert letztlich nur die Erfahrung eines devianten Stammbaumes.

Max Pallenberg war während der 1920er Jahre einer der bekanntesten Burgschauspieler, besonders sein sprachlicher Variantenreichtum zeichnete ihn aus. Im Roman *Scoglio Pomo* tritt er plötzlich vor Adeligen auf und gibt das Folgende zum Besten:

O fürchterliches Durchhaus! O mille Bombardement! ich bitte um Vergiftung! ich verganz Gas ... Nein, nein, nein ... O fürstliche Durchlaucht! o mille pardon! ich bitte um Vergebung! ich vergaß ganz! jetzt ist's richtig! wie fehl ich gung als ich gang ... falsch! a, was, läuten mer a bissel: gong, gang, geng, gung ... ging! Richtig, ging heißt das dumme Wort! bitte: Ging! ist das nicht zu blöd? also, als ich ... ging ... einher um anzuschäulein, was sie haben.²⁸

Die Apostrophe an den Adel weist hier zwei Parallelen zu den ariosophischen Forschungen auf. Die ersten drei Interjektionen eröffnen die semantischen Felder von Krieg und Intrige, artikulieren also gegenüber dem Adel einen ähnlichen Vorwurf wie er im Text von CHO gegenüber den

²⁶ Klaus R. Scherpe, Elisabeth Wagner, und Humboldt-Universität zu Berlin, Kontinent Kafka: Mosse-Lectures an der Humboldt-Universität zu Berlin, 1. Aufl. (Berlin: Vorwerk 8, 2006). S. 76.

²⁷ Ebd. S. 82.

²⁸ «[L]äuten mer a bissel» bedeutet «Leuten wir ein bißchen». Fritz Herzmanovsky-Orlando, *Scoglio Pomo*, oder, Rout am Fliegenden Holländer: Roman (StPölten: Residenz, 2007). S. 121f. Im Folgenden als SP.

«Kindern Satans» geäußert wurde. Auch die Nähe der *correctio* zu «vergaß ganz», deutet an, dass sich in diesen unfreiwilligen Versprechern auch ein bestimmtes Ressentiment ausspricht. Ähnlich wie beim an anderer Stelle im Roman auftretenden Hofstotterlehrer Tatterer von Tattertal – «Dadada ... mals!» – stehen die deiktischen Elemente («jetzt», «da») in einer einfordern- den Spannung zur Vergangenheit («vergaß», «damals»). Zweitens gestaltet sich das anschließende Ringen um den richtigen Ausdruck zumindest streckenweise, sozusagen «a bisseß», systematisch. Tentativ wird das durch Kunst- und Sprachgeschichte systematisierte Wissen verwendet, um einer Antwort auf die Spur zu kommen. Im Text selbst lässt diese Systematik den sich Versprechenden ironisch erscheinen, da es, abgesehen von einer fernen Allusion an den Gang der Geschichte, schlicht darum geht, eine präteritale Verbform zu finden. Nimmt man jedoch parallel zum Text die Verfahren aus dem Namenslexikon von Niederösterreich in den Blick, so wird zwischen dem Autor und der Persona «Pallenberg» ein Erzähler deutlich, der mit beiden Verfahren in Verbindung steht. Die Reputation eines forschenden Idioten wurde hier ziemlich bewusst in Kauf genommen, und zwar auf eine Art, in der Selbstreflexion nicht per se zu einem intellektuellen Eigenwert wird.

Dass es eine Verbindung zwischen esoterischen und literarischen Schriften gibt, impliziert aber nicht, dass die Schriften als Parabel für das Leben verstanden werden. Mir geht es nur darum, Parallelen zwischen esoterischen und literarischen Schriften aufzuzeigen, die belegen, dass letztere nicht ohne erstere und erstere nicht ohne letztere verstanden werden können. Bisher habe ich argumentiert, dass die Komik von «Der konfuse Brief» begründende Diskrepanz zwischen Intention und Aussage sowie jene zwischen Dialekt und Orthographie mit den esoterischen Forschungen zusammenhängt, da sie auf zwei identischen Prämissen beruhen. Erstens sind die diskutierten Charaktere physiologisch deviant, da ihre Genealogie die Verfallsgeschichte eines arischen oder zumindest vorzeitigen Geschlechts ist. Zweitens ist ihre Sprache depraviert, da sie nicht mehr in der Lage sind, die verlorene Welt philologisch zu rekonstruieren. Mit letzterem ist gemeint, dass die Charaktere zwar um ihr eigenes Defizit wissen, dass ihre Anstrengung, die Reinheit des Ursprungs zu rekonstruieren, jedoch eine tragikomische ist, denn selbst ihre philologische Forschung ist von Sprachfehlern ununterscheidbar. Die tragische Seite der Gegenwart besteht darin, in sich auch nur einen Fehler zu sehen, wie in sämtlichen anderen Teilen der Gegenwart. In den literarischen Werken FHOs hat aber die komische Seite gesiegt. Sie sind Ansammlungen von devianten Charakteren, bei denen nur in geglückten Streichen oder Versprechern wie «Bombardment» sich die

Verdikte über die Welt andeuten, wie sie in den esoterischen Schriften kultiviert wurden. Aber die Verbindungen zur Ariosophie gehen über die beiden Achsen von Vergangenheit und Zukunft beziehungsweise Tragik und Komik hinaus. Die Verbindungen betreffen auch die narrative Form der literarischen Texte.

Während der Edition der ersten Ausgabe von FHOs Werken soll sich Friedrich Torberg darüber mokiert haben, dass den meisten der Texte ein klarer Plot fehle, auch nach Spannungsbögen und Peripetien suche man vergeblich. Wie sich nach der Neu-Edition der Texte überprüfen lässt, ist diese Einschätzung, abgesehen von «Der Gaulschreck im Rosennetz», ziemlich zutreffend, egal wie man ästhetisch zu ihr stehen mag. Torbergs Beobachtung steht aber in Kontrast zum Klappentext von *Scoglio Pomo*, ein Roman, der in seiner neuesten Auflage damit beworben wird, dass es in ihm nichts gebe, «was es nicht gibt». Die von Torberg konstatierte Monotonie findet sich zunächst in den erzählerischen Übergängen. Die im ersten Satz eines Absatzes stehenden Worte nehmen sich nämlich auf den ersten knapp hundert Seiten von *Scoglio Pomo* so aus:

Nicht weit vom, [z]u dieser Zeit geschah es, [a]n einem Nebentisch, um dieselbe Zeit, [i]m selben Moment, [s]iehst Du den alten Herrn dort, [n]icht weit davon, [u]nweit, [u]nd weiter, noch weiter oben, [a]ber schau, was dort vor sich geht!, [s]chau, dort, [h]ier mischte sich unerwartet, [z]u all dem, [m]itten in diesem, [m]an hörte.²⁹

Übergänge erfolgen also über eine wiederholte Ablenkung des Erzählers. Der Genitiv kann als subjectivus oder objectivus verstanden werden: entweder Geschehnisse kommen akustisch oder visuell ins Blickfeld oder sie drängen sich dem Ereignishorizont gewissermaßen auf. Der Erzähler ist dabei auf gleicher Höhe mit seinem Stoff: er lenkt seinen Blick einerseits weiter und wird andererseits vom nächsten Ereignis abgelenkt. Neben diesem erzählerischen Gleichgewicht zwischen Abschweifung und Ablenkung fällt auf, dass die Texte größtenteils in der Gegenwart verbleiben, da viele Übergänge sinnlich motiviert sind. Dieses Element der Sinnlichkeit wird in den Texten geradezu programmatisch vertreten und der Erzähler behauptet es, indem er sich an jener Berufsgruppe abarbeitet, die seinen eigenen sprach- und kulturgeschichtlichen Bezügen am nächsten steht. Es ist eine von wenigen Stellen im Text, wo die Arbeit an einer Differenzierung explizit wird.

²⁹ SP: S. 13, 16, 21, 30, 32, 39, 41, 51, 51, 51, 51, 51, 54, 67, 79, 83, 84, 88, 91, 93, 96, 97, 97, 102, 109, 157.

Die Rede ist von den Professoren. Sie sind der einzige Berufsstand der als solcher detailliert behandelt wird. In *Scoglio Pomo* haben sich mehrere Gelehrte auf einer Kurinsel versammelt und fiebern der Ankunft von Professor Harnapf, einer Koryphäe aus Berlin, entgegen. Wie seine professoralen Kollegen stellt Harnapf eine überzeichnete Variante von Gelehrten aus dem späten 19. Jahrhundert dar und gewinnt bereits während seiner Anreise verzerrte Gestalt. Da er wegen seiner Kurzsichtigkeit permanent ein Zeissglas vor Augen hat, fehlt ihm ein alltagstaugliches Verhältnis zu den Dingen. Noch bevor er seinen Fuß auf die Insel gesetzt hat, tritt er durch eine Lücke im Schiffsgeländer und landet in den Fluten. Da die forschende Tätigkeit der Professoren vom Schlage Harnapfs vor allem darin besteht, Nomenklaturen zu überprüfen und mit positivistischem Eifer zu erweitern, kann der Sturz durch die Lücke als erster Seitenhieb auf die institutionelle Methodik verstanden werden. Das Ziel der Professoren besteht nämlich darin eine lückenlose Nomenklatur zu erstellen, in die alles Empirische eingeordnet werden kann. Das Tragen des gelehrten Sehgerätes macht Harnapf, der immer auf der Suche nach nomenklatorischen Lücken ist, blind gegenüber tatsächlichen Löchern. Der Erzähler ist den Gelehrten hier überlegen, da er den Begriff der «Lücke» nicht nur als Beschreibung der Forschung sondern auch als Metapher verwenden kann. Eine licentia, die den Gelehrten die Profession verbietet. Im Fall des Falles von Harnapf wird der Verdacht des Spottes durch den Namen des Trägers bestärkt. Wo mit «Haar» eine feineres Ding neben dem weniger schmeichelnden «napf» steht, der als Gefäß für einiges herhalten kann. Berufliche Pedanterie und Fall in die Adria klingen also bereits im Namen an, doch nach seiner Rettung will der Getrocknete sofort mit der Arbeit beginnen, da ihm Scoglio Pomo «epochale Funde auf paläontologischem, ja mythologischem Gebiete» verspricht. Professor Harnapf gilt als ausgewiesener Archäologe, «Kenner der altgriechischen Mysterien, der ägyptischen und altorientalischen Kulte». Doch trotz der Einführung als übergelehrter Tölpel besteht insgesamt ein ambivalentes Verhältnis zwischen den Professoren und dem Erzähler. Denn neben den die lebenspraktischen Fähigkeiten des Gelehrten diskreditierenden Witzen finden sich auch anerkennende Worte. Harnapf, so wenig später, «ging nämlich von der ganz richtigen Voraussetzung aus, dass alle sogenannten Fabelwesen auf reale Existenzen zurückzuführen seien»³⁰. Warum der Erzähler diese Annahme mit besonderer Betonung, «ganz», teilt, erfährt man im Roman nicht. Es ist aber schon an dieser Stelle

³⁰ SP. S. 77.

zu sehen, dass sich mit der Figur Harnapfs auch ein Verhältnis zu den esoterischen Schriften zu profilieren beginnt.

Die lakonische Kritik an den Professoren richtet sich gegen den Weg, der für die Gelehrten zurück in die Antike führt, dem Ziel könnte auch der Erzähler folgen. Nachdem es die Professoren endgültig auf die Insel geschafft haben, führt einer der Betreiber der Ferieninsel, Baron Zois (sein Name sei nicht zu verwechseln mit der griechischen Seitenlinie des Geschlechts), die Gelehrtengruppe über die Insel. Ihre Suche kommt rasch zu einem phantastischen Ende.

Vor ihnen stand nichts Geringeres als eine junge Nymphe!
«Wohl eine Hamadyade, Hemitheia Parthenomorfe ...? oder bloß Hemitheopaidion Hamadryadomorfe? vielleicht aber am Ende ein Katar-drymos Korasion ...? na, wir werden ja sehen!» So paralyisierte für einen Augenblick die Pedanterie des trockenen Gelehrten das Unerhörte der Situation. [...] Harnapf, noch immer sprachlos, zitterte vor Erregung und setzte einen zweiten Zwicker über die Brille. Dabei ließ er den Regenschirm fallen, worauf sofort die holde Erscheinung verschwand, als ob sie sich im blumenduftenden, moosfeuchten Waldhauch aufgelöst hätte.³¹

Während die Exklamation samt Zeilenumbruch das gemeinsame Interesse zwischen Erzähler und Exkursion bestätigt, simulieren die anschließenden Partikel und Anakoluthe den bildungshungrigen Blick ins Buch. Die von Füllwörtern gezeichnete und syntaktisch holpernde Prosa der Gelehrten macht deutlich, dass am Ort, an dem die Nymphe erscheint, nur sie selbst fehl am Platz sind. «Wohl», «oder bloß», «vielleicht aber am Ende» – so wird die Banalität der akademischen Taufe ausgestellt und das im Futur stehende Verb «sehen» markiert die sarkastische Spitze, auf die es dem Erzähler hier ankommt. Die Professoren zielen also auf einen definitiven Begriff ab, auf ein begriffliches Ende in der Anstrengung die Empirie zu ordnen. Woher die erzählerische Abneigung gegen das präpositionale Telos, gegen die, wie es der Erzähler nennt, «Pedanterie des trockenen Gelehrten» rührt, wird erst klar, wenn man beide Formen von Gelehrsamkeit, die der Professoren und die des Oeuvres von FHO einander gegenüber stellt. Die Nomenklatur der Professoren, so klischeehaft sie sich auch ausnimmt, zielt darauf ab eine intellektuelle Ordnung zu stiften, ihr Ziel, wie es in der zitierten Szene den Blick auf die Nymphe blockiert, eine vollständige Nomenklatur zu entwickeln, deren Kategorien alle möglichen Phänomene der

³¹ SP. S. 80.

Welt aufnehmen könnte. Für FHO ist die intellektuelle, begriffliche und etymologische Arbeit an Phänomenen dagegen eine Bereicherung der eigenen Erfahrung. Egal ob unscheinbare Dörfer, seltsame Charaktere, blödsinnige Versprecher oder andere zu Hauptsachen erklärte Abseitigkeiten, es geht in den Texten stets darum, die Phänomene für ein Staunen zugänglich zu machen. Zu Staunen heißt dabei sie im gleichen Zug zu ent-trivialisieren und als Phänomene definitivisch ungelöst zu lassen. Beiden Zugängen ist gemeinsam, dass sie intellektuell eine begriffliche Prägung der Realität verfolgen. Während der den Institutionen unterstellte Zugang aber von der Vorstellung getragen ist, an einer von den forschenden Personen unabhängigen Taxonomie zu arbeiten, ist FHOs Interesse notorisch idiosynkratisch. Nicht nur in dem Sinn, dass es ihm selbst als Person auf Erfahrung von etwas ankäme, die Idiosynkrasie zeigt ihre anti-institutionelle Ausrichtung auch auf der narrativen Ebene.

Fritz von Herzmanovsky-Orlandos Prosa reflektiert sich selbst über den misslingenden Gebrauch historischer Linguistik. Im Zusammenhang einer esoterischen Gegenöffentlichkeit setzt sie sich formal auch von offiziellen Formen der Historiographie ab. Die literarischen Texte sind zum Großteil lose Ansammlungen von Anekdoten und mit dieser Form wenden sich die Texte gegen große Narrative, seien sie unpersönlich gestaltet oder von einzelnen souverän agierenden Figuren geprägt. In den anekdotischen Abschweifungen selbst muss also ein Gegenentwurf zu einer institutionellen Form von Wissensformierung gesehen werden, denn die Anekdoten kommen in dem Moment ins Spiel, als die Thesen der institutionalisierten Vertreter der Gelehrsamkeit anzitiert werden und geben den «ganz richtigen» Ausgangsthesen eine neue Form. Historiographisch steht FHO damit neben Autoren wie Jacob Burckhardt oder Egon Friedell, bei welchen die Anekdote ebenso positiv besetzt ist und teilweise eine ähnliche Stoßrichtung besitzt³². In der FHO besessenen *Kulturgeschichte der Neuzeit* Friedells ist die Anekdote das umfassende Mittel um große Angelegenheiten auf kleine Anlässe zurückzuführen, wobei es bei FHO nicht um die Formung neuer Geschichtsmodelle sondern nur um die Diskreditierung alter geht. Von Historikern wurde die Anekdote kritisiert, da sie keine unpersönlichen Perspektiven auf Geschichte erlaubt, polemisch wurde argumentiert, dass die Anekdote die kleine Form sei, die selbst die größten historischen Ereignisse auf ein handliches Format reduziert, das es jedem erlaube, in historischen

³² Jacob Burckhardt, *Jacob Burckhardt Werke: kritische Gesamtausgabe* (München: CHBeck: Basel, 2000); Egon Friedell, *Kulturgeschichte der neuzeit; die krisis der europäischen seele von der schwarzen pest bis zum weltkrieg*, (München, CHBeck-31, 1930).

Prozessen nicht mehr als einen persönlichen Lapsus zu erkennen. Diese Kritik wäre auch bei FHO angebracht, hätte er die Profession des Historikers gewählt. Die *reductio ad personam* muss aber innerhalb der herzmanovskyschen Ontologie gesehen werden, wo das Wirken personaler Mächte bereits am Beginn der Verfallsgeschichten steht. Obwohl die unpersönliche Fortschreibung dieser Legenden auf der Ebene nicht artenreiner Rassen situiert werden kann, obwohl also nichts Gutes geschieht, da es die ursprünglichen Arier, Griechen und Byzantiner nicht mehr gibt, kann sich dieses Defizit doch nur personal äußern. Als Aussage, deren Intention physiologisch ruiniert ist, oder als Dialekt, dessen sprachliches System sich auch nicht mehr rekonstruieren lässt. In den Ereignissen von FHO gibt es immer einen diabolischen oder missglückten Anfangspunkt, von dem aus die Zufälligkeit in Szene gesetzt wird. Was in der Terminologie von Versicherungen mit dem Begriff *Act of God*³³ Ereignisse bezeichnet, die den menschlich präventiven Rahmen verlassen und schlicht hingenommen werden müssen, entspricht in der diegetischen Welt von FHO den Akten der Teufel und Harlekins. Jedes einzelne Unglück ist beseelt in dieser pantheistischen Welt.

Da der Schwerpunkt der persönlich gefärbten Anekdote oft in der mündlichen Rede liegt, besitzt diese Form eine strukturelle Analogie sowohl mit Dialekten als auch mit geheimem Wissen: da sich das mündlich vermittelte Neue dem schriftlich tradierten Rahmen nicht fügt, hat es das Potential ihn zu untergraben. Vor dem Hintergrund der offiziellen Geschichte ist die Anekdote demnach ein zentrales Mittel, um den pathetischen Rahmen herrschender Geschichtsschreibung durch verborgene Fakten oder körperliche Details aufzubrechen. Oberhaupt der Kirche – aber die alten Knie? Als kritisch humoristische Arbeit kann sie sich nur gegen einzelne Personen richten, buchstäblich gegen die Köpfe der Institutionen, indem die abstrakten Entitäten mit ihrer konkreten Körperlichkeit konfrontiert werden. Damit bleibt die Form der Anekdote doch der Tradition verpflichtet, die es im Gleichen Zug zu desavouieren versucht. Und darin besteht auch der Reiz dieser Form, das Inoffizielle des Offiziellen ist die Erotik der Anekdotik. Als Form eröffnet die Anekdote gerade jene strukturellen Lücken, in denen die Kontingenz des Privaten, des Körperlichen und Unwahrscheinlichen die Diktion souveräner Akten unterläuft³⁴.

³³ Diesen Hinweis verdanke ich Daniel Kashi.

³⁴ Volker Weber, *Anekdote: die andere Geschichte: Erscheinungsformen der Anekdote in der deutschen Literatur, Geschichtsschreibung und Philosophie*, Stauffenburg Colloquium, Bd. 26 (Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1993).

In einem größeren Kontext betrachtet sind die Texte FHOs damit Teil der delegitimierenden Bewegung, wie sie Gesetze und Machthaber seit dem 19. Jahrhundert erfasst³⁵. Eine Konsequenz daraus ist, dass die gegenwärtige Politik dämonisiert oder ridikülisiert wird und jeder Geist einer positiven, in die Zukunft gerichteten Utopie fehlt. Als in *Scoglio Pomo* ein närrischer Greis auftritt, der nachts Herrenschuhe vor die Zimmer alleine stehender Damen stellt, soll dieser resozialisiert werden. Doch der Erzähler lehnt es hier ab, den Alten «[...] in ein Kadetteninstitut [zu GW] stecken, wo man durch eiserne Strenge für die paar Lebensjahre, die ihm vielleicht noch geschenkt seien, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus ihm machen könne»³⁶. Hier wird deutlich, inwiefern die Zuflucht zum Scherz und zu fataler Ironie von politischer Ohnmacht handelt. Der Aufbau einer ariosophischen Gegenwelt resultierte auch aus dem Verzagen an der wirklichen der 1920er Jahre. Wie in *Die letzten Tage der Menschheit*, als Gott am Ende bemerkt, er habe es nicht gewollt, kann ein ähnlicher Satz für diese Texte Geltung beanspruchen: nein, die Welt musste anders gedacht gewesen sein.

Konklusion

Am 4. Dezember 1921 schreibt Walter Benjamin an Fritz von Herzmanovsky-Orlando:

Sehr geehrter Herr,
während, dank der schönen Stunden, die meine Freunde, Erich und Lucie Gutkind, zu Anfang des Jahres mit Ihnen verlebten, Ihr Name mir schon seit längerem im erfreulichsten Gedächtnis ist, folgt dieser Brief an Sie wohl nur kurz der ersten Erwähnung meines Namens, die Ihnen Herr Gutkind wohl in seinem letzten Briefe gab. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß Sie meine Bitte freundlich aufnehmen werden.
[...]
Ihr sehr ergebener

Walter Benjamin³⁷

Es ist nicht mehr zu klären, welchen der zahlreichen Namen Walter Benjamin im Gedächtnis hatte. Gerechterweise verweist das bei Metzler erschienene Walter Benjamin Handbuch auf eine Person namens Doris von

³⁵ Kontinent Kafka, S. 84.

³⁶ SP. S. 86f.

³⁷ Fritz Herzmanovsky-Orlando, Sämtliche Werke in zehn Bänden: Texte, Briefe, Dokumente (Salzburg: Residenz-1994, 1983 S. 213f.

Herzmanovsky-Orlando. Walter Benjamin bat FHO, einen literarischen Beitrag für eine in Gründung befindliche Zeitschrift zu schreiben. Und obwohl er dieser Bitte nachkam und ein kürzeres Prosastück an Benjamin schickte, scheiterte das Projekt der Zeitschrift *Angelus Novus* aus wirtschaftlichen Gründen. Trotz vieler programmatischer und inhaltlicher Divergenzen, die zwischen beiden Schreibern auszumachen wären, verband sie das Anliegen, die vorherrschende Form bürgerlicher Literatur zu verändern. Benjamin betonte, «wie ungemein wertvoll mir radikale und sozusagen exzentrische Prosastücke wären, denn von einer epigonalen und klassizistischen Haltung will ich natürlich [...] nichts wissen». Innerhalb der Benjamin-Forschung ist von diesem Brief ähnlich selten die Rede wie von der esoterischen Gegenöffentlichkeit, die beide Autoren verband und die mit der genannten Zeitschrift erreicht werden sollte³⁸.

Ich habe hier versucht die Komplexe von Gegenöffentlichkeit und Literatur aufeinander zu beziehen. Es stellte sich dabei heraus, dass die nostalgische Note, die den Werken FHOs nachgesagt wurde, nicht in die Donaumonarchie verweist, sondern in eine ariosophische Gegenwelt, in die Vorstellung, dass alles anders gedacht war, als es ist³⁹. Die Texte bedienen sich linguistischer Verfahren, um Komik zu erzeugen oder nach einem Ursprung zu suchen, und beiden Dimensionen ist gemeinsam, dass sich die versprechenden Forscher als Produkt einer ursprünglichen Devianz begreifen. Obwohl also die vielen Erzähler hinter dem Kürzel FHO verkommen und unveränderlich sind, fehlt den einzelnen Beobachtungen jede Form von allgemeiner Konsequenz. Es ist die Haltung eines ausbüchsenden Kunstsammlers, die sich im detaillierten Beobachten von Abseitigem und im allumfassenden Interesse, nicht nur an Niederösterreich, ausspricht. Unter den Freunden von FHO befanden sich sowohl Rassentheoretiker als auch jüdische Anwälte, ungarische Bauern neben südamerikanischen Dienstmädchen und Walter Benjamin neben Jörg Lanz von Liebenfels. Die Zeiten waren so verkommen wie faszinierend. Und als lockerer Haufen von Anekdoten, samt der richtigen Mitgliedschaften, ließ sich in ihnen leben. Wenn es eine rhetorische Figur gibt, die diese Texte prägt, so ist es die kosmische Ironie. Diese Arbeit vertritt die These, dass der literarische Kosmos von FHO nicht ohne die rassentheoretische Kosmogonie verstanden werden

³⁸ Burkhardt Lindner, Benjamin-Handbuch: Leben, Werk, Wirkung (Stuttgart: Metzler, 2006). S. 305.

³⁹ Claudio Magris, Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur (Wien: PZsolnay, 2000).

kann, die dieser parallel zu seinen literarischen Werken schuf. Und in diesen ariosophischen Lehren besteht die historische Spezifik dieses Lachens.

In den 1930er Jahren schrieb FHO einen Brief an den Chefdramaturg von Kassel, einen Herrn Langenbeck, um eines seiner Stücke zu verkaufen. Neben den opportunen Bekundungen, von unarischen Theaterstücken nichts zu halten, führt FHO folgenden Grund auf, sein Oeuvre zu berücksichtigen:

Vielleicht interessiert es auch im Reich vom Mutterstamm abgesprengtes Schrifttum zu Wort kommen zu lassen.⁴⁰

Der Verfasser des Briefes verstand sich als ein «Abgesprengter». Seine Losung könnte gelautet haben: Wie man's nimmt.

⁴⁰ Nachlass FHO: 28 / FHO an Curt Langenbeck.